



böhlau

Im Stimmenwald

MEIN LEBEN IN DER WELT DER OPER

ROBERT H. PFLANZL

böhlau

Robert H. Pflanzl

Im Stimmenwald

MEIN LEBEN IN DER WELT DER OPER



2016

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung: Der Regisseur und sein Sänger –
ein Probenfoto (Jens Peter Kühl)

© 2016 by Böhlau Verlag GmbH & Co. KG, Wien Köln Weimar
Wiesingerstraße 1, A-1010 Wien, www.boehlau-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist unzulässig.

Korrekturat: Kornelia Trinkaus, Meerbusch
Einbandgestaltung: Michael Haderer, Wien
Satz: Bettina Waringer, Wien
Druck und Bindung: Dimograf, Bielsko Biala
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier
Printed in the EU

978-3-205-20392-6

Inhalt

Einleitung	7
1. Eine Kindheit im Krieg	II
Die ersten Töne II Kriegsgeräusche 14 Nun singen sie wieder 20	
2. Begegnungen in der Welt der Oper	33
1945 Bühnen der Landeshauptstadt Dresden 34 1950 Deutsche Staatsoper Berlin 40 1951 Bayreuther Festspiele 43 1954 Komische Oper Berlin 45 1955 Universität und Musikhochschule München 48 1956 Württembergische Staatstheater Stuttgart 55 1961 Süddeutscher Rundfunk Stuttgart 76 1962 Wiener Staatsoper 97 1963 Deutsche Gastspieloper Berlin 101 1965 Hamburgische Staatsoper 106 1965 Norddeutscher Rundfunk Hamburg 119 1967 Theater am Goetheplatz Bremen 125 1969 Stadttheater Bremerhaven 127	
3. Auf fremden Bühnen	135
1967 USA: New York 136 1979 Rumänien: Iași 139 1992 Litauen: Vilnius 140 1998 Südkorea: Taegu 146	
4. Wahlheimat Salzburg	157
Das Salzburger Jahr 1952–53 157 Das alte Mozarteum 162 Träumen mit Trakl 167 Das neue Mozarteum 180	
5. Leben und Überleben im Stimmenwald.	189
Die Singenden 190 Die Lehrenden 194 Die Studierenden 200	
6. Zeitsprünge	211
Anhang	219
Ein Lebenslauf 219 Zwölf Publikationen 221 Dreißig Buchhinweise 222 Hundertzwanzig Personen 223 Zweihundert Inszenierungen 227 Bildnachweise 233	

Einleitung

Haben Sie auch manchmal so ein Singen in den Ohren? Hören Sie gelegentlich Stimmen, wo eigentlich nichts ist? Stimmen im Ohr? Nein? Gratuliere! Ich höre dauernd Stimmen und das seit meiner Geburt. Keine eingebildeten, sondern wirkliche, richtige Stimmen. Das ist nicht krankhaft, keine Sorge, es ist auch kein Tinnitus: Ich bin eben als Kind von Sängern auf die Welt gekommen und habe dann mein ganzes Leben in singender Gesellschaft verbracht, in einem Stimmenwald, der manchmal erschreckt, manchmal auch nervt, aber immer fasziniert.

Das beginnt in Breslau im Jahr 1934, einer bewegten Zeit, von der die damals Geborenen erst sehr viel später erfahren werden: Am 2. August stirbt Reichspräsident von Hindenburg und schon am 19. August bestätigen in einer Volksabstimmung fast 90% der Bevölkerung Deutschlands die Nationalsozialisten und damit die Alleinherrschaft Hitlers. Man wird also in eine „neue Zeit“ hineingeboren, nicht ohne eine gewisse naive Euphorie, die auch die zukünftigen Eltern beflügelt haben mag. Vielleicht war es aber auch viel komplizierter, wer weiß das schon so genau. Familiär jedenfalls hat es zunächst wohl mit einem Kompromiss begonnen, denn der dreißigjährige Opernsänger Heinrich Pflanzl, engagiert am Stadttheater Breslau, heiratet eine zwanzigjährige Ballett-Elevin im März des Jahres 1934 und sechs Monate später ist schon der Nachwuchs da. Dafür sind die Geburtsumstände günstig: Der Großvater Robert Gradenwitz ist ein angesehener Gynäkologe in Breslau und so kommt mit seiner Hilfe der Enkel daheim bei den Eltern auf die Welt. Drei Tage später schreibt dieser Großvater an den anderen Großvater, den Salzburger Mundartdichter Otto Pflanzl:

Breslau, 17. September 1934

Lieber Otto!

Der kleine Kerl ist ein wohlgebildetes, reizendes Kindel, der schon fabelhaft brav trinkt und behaglich in seinem hübschen Wagen schlummert. Die Mutter war sehr verständig und ist eine gute Amme für den Kleinen. Der Vater ist glücklich und stolz auf seine neue Würde, wie Du Dir denken kannst; er ist ja

so kinderlieb und strahlt beim Anblick seines Söhnchens. Dass am Abend – wenige Stunden nach der Ankunft des Kleinen – der Vater erstmalig den Ochs im „Rosenkavalier“ singen musste, war eine große Nervenbelastung für ihn; aber er hat seine Rolle vorzüglich gespielt und trefflich gesungen.

Trotz großer Unterschiede in Herkunft und gesellschaftlicher Positionierung scheinen sich die Großväter ganz gut zu verstehen, vielleicht irgendwo auf einer gemeinsamen deutschnationalen Ebene: Die Österreicher hoffen auf einen Anschluss an den großen Bruder, in jüdischen Kreisen glaubt man noch an ein neu erstarkendes Deutschland. Es herrscht also viel Naivität auf beiden Seiten. In diesem Sinne wird wohl auch der Kleine aufgezogen, denn das Heinerle ist noch nicht ganz vier Jahre alt, da schreibt die Salzburger Großmutter in ihrem Tagebuch:

Salzburg, 27. Juni 1938

Heinerle ist ein lieber Kerl, ein so goldiges Kind. Er grüßt so stramm „Heil Hitler“, hackt die Absätze zusammen und zeigt, wie laut er rief, als er den Führer sah: „Heil, Heil“ und ulkig, wenn er den Marschtritt der deutschen Soldaten nachmacht.

Es ist ein ziemlicher Schock, als das kleine Heinerle mit siebzig Jahren diese Tagebuchnotiz das erste Mal zu lesen bekommt. Es war immer ziemlich stolz darauf, dass seine Eltern es verstanden hatten, ihn aus den ungeliebten politischen Jugendorganisationen herauszuhalten, ob die nun Jungvolk oder Hitlerjugend und in der Nachkriegszeit im Osten Deutschlands Junge Pioniere oder FDJ hießen. Inzwischen sind wieder einige Jahre vergangen, der erste Schreck hat sich gelegt und der Wunsch ist erwacht, diese Dinge einmal aufzuarbeiten, mehr zu erfahren, auch über sich selbst. Nun ist ein ganzes Buch daraus geworden, ein Bericht über Entwicklungen, die man machen musste, über Begegnungen, die man nicht vergessen wird, über Erfahrungen, die man weitergeben möchte. Es sind Bilder aus dem vorigen Jahrhundert, gesehen durch die Theaterbrille und festgehalten mit dem Ziel, nicht in Nostalgie zu versinken, sondern nach vorne zu schauen. Eine kleine Geschichte möge das illustrieren. Es war schon einige Jahre nach meiner Emeritierung, als ich im Treppenhaus des alten Mozarteums einen wesentlich jüngeren und heute noch aktiven Kollegen treffe. „Sie sehen aber noch gut aus, das ist schon irgendwie merkwürdig.“, meint er und provoziert damit natürlich meine Gegenfrage nach der vermeintlichen Merkwürdigkeit meines Aussehens. „Na ja, wissen Sie, unsere Professoren sind doch meistens in den ersten beiden Jahren nach ihrer Emeritierung

verstorben.“ Die Aussage schreckt ihn nun ein wenig, er entschuldigt sich, ich finde es lustig und stelle dann zu meiner großen Überraschung beim Blättern in meinen Aufzeichnungen fest: er hat vollkommen recht! Viele meiner Kolleginnen und Kollegen haben das Ende ihrer Unterrichtstätigkeit nur kurze Zeit überlebt, sie haben es nicht geschafft, die gewonnene Freiheit für neue Aufgaben zu nutzen, Dinge zu realisieren, für die man einfach nie Zeit hatte. Mich hat die kleine Begegnung im Treppenhaus bestärkt, das Ende meiner Lehrtätigkeit nicht als Endstation zu sehen, sondern als Chance, etwas Neues beginnen zu können.

Wenn das Ergometer langsam abkühlt, der Rasen gemäht, das Golfbesteck geputzt und die „ZEIT“ gelesen ist, dann bleibt immer noch viel Freiraum. Irgendwann landet man bei den versteckt gelagerten Schuhkartons mit alten Fotos, Briefen und Programmheften, man vergräbt sich in der Vergangenheit, eigener und fremder, und vergrößert so die Überfülle an „Lebenserinnerungen“ um ein weiteres Exemplar. Aber keine Sorge, ich bin kein Nostalgiker. Meine Begegnungen und Erlebnisse sind Bilder aus dem vorigen Jahrhundert und vielleicht inzwischen etwas aus der Mode gekommen. Aber sie haben mein Bild von der Welt des Theaters, von der Welt der Oper und von der Zukunft dieser Welt geprägt. Die klassische Frage zu allen Zeiten: „Lebt die Oper?“, die hat sich mir nie gestellt. Natürlich lebt sie und wird auch weiter leben, allerdings unter ständig wechselnden Bedingungen. Damit es nicht eines Tages heißt: „Gute Nacht, Herr Kammersänger“, muss man diese Veränderungen auch wahrnehmen, man muss auf sie antworten und das geht nicht ohne den Blick zurück. Wie soll Neues entstehen ohne Erinnerung? Jürgen Flimm, lange Zeit Intendant der Staatsoper Unter den Linden, hat es in einem Kommentar zu den neuen Studienplänen der Universität Mozarteum einmal auf die knappe Formel gebracht:

Zukunft ist Vergangenheit und Gegenwart!

1 Jürgen Flimm in einem Brief vom 28. Februar 2002

I. Eine Kindheit im Krieg

Die ersten Töne

Eine Rekonstruktion. Nichts! Keine Erinnerungen, keine Bilder, Stimmungen, Stimmen, Situationen, Gerüche, Farben, Bilder. Nichts. Doch: Bilder schon, alte Schwarz-Weiß-Fotos, schmutzig, zerknittert, mit Löchern. Mein Vater hat sie im halbzerstörten und geplünderten Haus seiner Schwiegereltern in Breslau im Juni 1945 aufgelesen. Versuchen wir es also!

Hinter gewaltigen Kastanienbäumen ist das Haus versteckt, von der Wohnung im ersten Stock schaut man direkt ins Grüne. Es ist eine schöne Wohnung, komplett neu eingerichtet, die Möbel sorgfältig ausgewählt im Stil der Dreißigerjahre. Denn es wurde nicht gespart bei der Ausstattung, bezahlt haben die Eltern der Braut. Aber das ist schon wieder einige Monate her und jetzt ist aus der Braut eine Mutter geworden. Da liegt er also, der Kleine, wir werden ihn einige Zeit das Heinerle nennen und der erste Mensch, den er auf dieser Welt sieht, das ist ausnahmsweise noch kein Sänger. Es ist ein freundlicher Herr mit Glatze, ein Gynäkologe. Wenn der Kleine schon sprechen könnte, dann würde er „Hallo, Opa!“ sagen können, aber so weit ist es noch nicht. Es kommt auch nie zu richtigen Gesprächen zwischen Großvater und Enkel, denn schon nach zwei Jahren zieht die junge Familie weiter.

Im Alter von sieben Jahren komme ich noch einmal für ein Jahr nach Breslau und besuche dort die Schule. Leider hatte mein Großvater in Erkenntnis der politischen Entwicklung in Deutschland schon 1938 seinem Leben ein Ende bereitet: Es war kurz vor seiner Verhaftung. Nun darf ich in seinem ehemaligen Arbeitszimmer, an seinem Schreibtisch, meine Hausaufgaben erledigen. Es ist ein beeindruckend großes Möbelstück, dekoriert mit einer vielbändigen Napoleon-Biographie. Dort, in vielen Stunden, am Bleistift kauend vor meinen Schreib- und Rechenheften, dort ist sie wohl entstanden und gewachsen, meine Verehrung für diesen Großvater, den ich selbst kaum gekannt habe. Vielleicht sind auch meine Erinnerungen an ihn nur

das Resultat von einigen wenigen, durch Zufall erhalten gebliebenen Fotos. Das hat aber an meinen Gefühlen für ihn nichts geändert und so habe ich schließlich mit Beginn meiner Theaterlaufbahn seinen Vornamen Robert übernommen. Als ich nach einem halben Jahrhundert mehrmals zu Vorträgen und Inszenierungen nach Wroclaw eingeladen werde, finde ich in Begleitung meiner Dolmetscherin das Geburtshaus in der ulica Jastrzebia nicht mehr, es hat den Krieg nicht überlebt. Das Reihenhaus der Großeltern in der Kirschallee 39, nun aleja Wisniowa, steht aber noch, wenn auch etwas mitgenommen durch die Kriegseignisse und nur notdürftig saniert. Dem Vorschlag meiner Dolmetscherin, doch einfach hinzugehen und zu klingeln, wage ich nicht zu folgen. Man sollte die alten Dinge ruhen lassen.

Aber zurück zu unserem kleinen Heinerle. Da tauchen jetzt andere Gesichter auf – und das sind nun alles Sänger! Da ist zunächst die Mutter, die immer von einer Karriere als Soubrette geträumt hatte und da ist dann auch der Vater, der schon mittendrin steckt in einer Karriere als Bassbuffo am Opernhaus in Breslau. Eine Sängerumgebung von den ersten Minuten an, ganz schön anstrengend. Denn zu den Eltern gesellen sich natürlich bald die lieben Kolleginnen und Kollegen, alle mit wohl ausgebildeten und voll tönenden Stimmen versehen, die in entsprechender Lautstärke eine Klangwolke um den Kleinen herum produzieren. Ein Baby ist diesen Attacken hilflos ausgeliefert, doch wenn es zu viel wird, kann man auch mal schreien, dann ist Ruhe. Aber anstrengend ist beides.

Im Familienleben von Sängern dreht sich natürlich alles um das Singen und um die Stimme. Ist die Stimme in Ordnung, dann ist die größte Sorge, man könnte krank werden – ist man krank, dann ist sowieso alles aus. Ein Kleinkind hat keine Chance, diesen permanenten Gefühlsschwankungen zu entkommen, solange es noch nicht gehen kann. Ist es aber erst einmal so weit, dann kann man ja zeitweilig das Weite suchen. Unser Heinerle hat also die ersten drei Jahre seines Lebens relativ unbeschadet überstanden, der Vater hat das Engagement gewechselt, man lebt jetzt in Nürnberg, in der Parterrewohnung eines Zweifamilienhauses mit großem Garten am Platnersberg in Erlenstegen. Unser Kleiner verbündet sich nun mit Peter, dem Schäferhund der Familie. Der kann mit seinen Pfoten die Türklinke vom Gartentor herunterdrücken und so, mit vereinten Kräften befreit, verschwinden die beiden dann im nahegelegenen Wald und genießen in ausgedehnten Spaziergängen die herrliche Ruhe. Einmal kein Räuspern und Hüsteln, kein mi-mi und la-la, keine Skalen und keine Triller.

Für den Großstadtmenschen bedeutet „Wald“ zunächst einmal Ruhe, Stille. Je weiter man hineingeht, desto stiller wird es. Allmählich vergessen die Ohren den Alltagslärm, sie fahren runter, wie man so schön sagt. Und ganz langsam, unmerklich, in der totalen Stille, die uns umgibt, beginnen wir zu hören. Es ist ein neues

Hören, das sich am Nichts orientiert. Aber nun sind sie da, diese Geräusche vom Allerfeinsten. Es raschelt, es knistert und knackt, ein Rauschen, eine Stimme – ist es ein Tier, ein Mensch? Eine Warnung, ein Hilferuf? Es sind Laute, die wir vorher nicht gehört haben. Nicht daran gewöhnt, auf dieser Hör-Ebene Informationen zu empfangen, ist es nicht mehr weit zur Panik. Wir hören so viel auf einmal wie nie zuvor, die Angst wächst und führt zur Flucht aus dem Wald, aus der Stille – hinaus in den Lärm des Alltags, der nun unsere Ohren wieder verstopfen wird.

Wir wissen nicht, wie es Heinerle und Peterle im Wald von Erlenstegen damals ergegangen ist. Dort soll es früher sogar Bären gegeben haben – vor langer, langer Zeit, von anderen wilden Tieren ist nichts überliefert. Ganz sicher aber gab es noch die Vögel im Walde und auch ohne Kenntnis von Richard Wagners „Siegfried“ war es vielleicht so ein Waldvogel, der sanfte Erinnerungen an die familiäre Lautkulisse geweckt hat bei den beiden Spaziergängern und sie immer wieder sicher nach Hause führte. In einer Sängerfamilie herrscht ja permanent ein gewisser Geräuschpegel, der entsteht, wenn die beiden Zwillingsmuskelgebilde, die man als Stimmlippen bezeichnet, in Schwingung versetzt werden. Bei massivem Auftreten von Sängerinnen und Sängern, beispielsweise in einem Opernhaus, kann sich das zu einem gewaltigen Konzert steigern mit durchaus tierischen Assoziationen, es tiriliert, zwitschert, piepst und jault, es säuselt, trällert, miaut und meckert, es bellt, röhrt, grunzt und wiehert – eine akustische Arche Noah! Oder gleicht es eher einem „Show Boat“? Im Mittelpunkt all dieser Aktivitäten steht ja nicht nur die Tonerzeugung als Selbstzweck, man muss sich schließlich auch gut verkaufen können. So spielt parallel zur Tonerzeugung das persönliche Sich-in-Szene-Setzen immer eine große Rolle.

Zuständig für Inszenierungen am Theater sind laut Vertrag eigentlich nur die Regisseure. Aber Selbst-Inszenierungen sind hier ein von Vielen gerne praktiziertes Spiel und so gibt es neben den Kehlkopfartisten noch ganz andere bunte Vögel, die sich gerne präsentieren. Bunt ist vielleicht nicht das richtige Wort, denn da ist zum Beispiel eine ganze Gruppe, deren Mitglieder meistens schwarz in Erscheinung oder genauer: an das Pult treten. Ja, die Dirigenten. Sie besitzen die magische Fähigkeit, durch Anheben eines Stabes Sänger je nach Wunsch zum Singen oder zum Schweigen zu bringen. Das ist natürlich sehr interessant für unser Heinerle, jetzt schon fünf Jahre alt und immer auf der Suche nach Alternativen für diese ewige Singerei. Inzwischen hat es wieder einen Ortswechsel gegeben, der Vater ist nun am „Preußischen Staatstheater Kassel“ engagiert und man wohnt in der von Fußgängern stark frequentierten Kölnischen Straße.

Wir sehen einen Dirigenten, er steht auf einem Stuhl, einem Esszimmer-Stuhl und er dirigiert auch zum geöffneten Esszimmer-Fenster hinaus. Da es sich um eine

Parterre-Wohnung handelt, kann man von der Straße aus das merkwürdige Spektakel gut verfolgen, was auch zahlreiche Passanten mit Vergnügen tun. Warum steht der Dirigent auf einem Stuhl? Nun, er ist noch sehr klein, seine Großmutter meint: „Nicht viel gewachsen und blass“, und da er gesehen werden möchte, steht er eben auf einem Stuhl. Hinter ihm dröhnt aus dem Radio in Überlautstärke das sonntägliche Vormittags-Konzert. Da unser Dirigent noch keine Noten lesen kann und die Werke, die gespielt werden, nicht kennt, dirigiert er natürlich auswendig. Das soll es ja unter Profis auch geben. Dieses Ritual wiederholt sich über einen längeren Zeitraum an jedem Sonntag, ja, es erfährt sogar noch eine künstlerische Steigerung. Ein Freund der Eltern, ein echter Dirigent, erfährt von den Ambitionen des jungen Kollegen und schenkt ihm einen ebenfalls echten Taktstock mit Korkgriff. Und so kommt es zu einem ersten Höhepunkt intensiver dirigentischer Bemühungen.

Allerdings unterbrechen dann zwei Katastrophen diese Entwicklung: der Eintritt in die Schule und der Kriegsbeginn 1939. Die Kinder werden sofort militärisch ausgerüstet, man lässt sich im Stahlhelm fotografieren und wird mit Kriegsspielzeug beschenkt. Auf dem großen Platz vor dem Opernhaus in Kassel präsentiert die Wehrmacht die größte im Ersten Weltkrieg gebaute Kanone, die „Dicke Bertha“. Sie hat durch einen Zufall die Zwischenkriegszeit überlebt und soll nun wieder zum Einsatz kommen. Das über 40 Tonnen schwere Monstrum ist sehr eindrucksvoll und so gibt es als Geschenk zum Schulbeginn ein Spielzeugmodell davon, mit dem man mittels Federzug leichte, dünne Objekte wie Bleistifte oder auch einen Taktstock durch die Wohnung schießen kann. Der Taktstock übersteht diese missbräuchliche Verwendung nur kurze Zeit und das ist dann auch schon das Ende einer zunächst doch vielversprechenden Alternative zu dieser ewigen Singerei in der Familie.

Kriegsgeräusche

Die Alternative zum Singen ergibt sich von selbst, denn nun tritt der Krieg immer stärker in den Vordergrund. Die Industriestadt Kassel ist Einflugschneise und so gibt es vom ersten Tag an pausenlos Fliegeralarm. Unser Heinerle, inzwischen Schulkind und daher nun Heini gerufen, wird in der Nacht beim ersten Alarm in den Keller gebracht und schläft dort, zusammen mit allen Kindern des Mehrfamilienhauses bis zum frühen Morgen. Dann geht es in die Schule und manchmal, am Nachmittag, auf eigene Faust quer durch die Stadt zu den von Bomben zerstörten Häusern. Der Brandgeruch, die aufgerissenen Hausfassaden quer durch alle Etagen, der Blick in

halbzerstörte Wohnzimmer – da es einen noch nicht selbst betrifft, hat es eine aufregende Faszination. Deutlich schmerzlicher wird registriert, als man Vaters Mercedes aus dem Nachlass des Schwiegervaters für Kriegszwecke beschlagnahmt. Nur am Rande bleibt die Erinnerung an ein Haus in der Nachbarschaft, das eines Tages verschlossen wird: Man hatte dort lange Zeit Menschen mit einem gelben Stern auf dem Wintermantel kommen und gehen sehen, ohne je weiter darüber nachzudenken. Dann wird der Krieg aber doch sehr persönlich, der Schäferhund Peter, der nicht mit in den Luftschutzkeller darf, kommt in Kontakt mit dem Phosphor einer Brandbombe und muss eingeschläfert werden. Zum rechten Zeitpunkt ergibt sich für den Vater die Möglichkeit, an die Dresdner Staatsoper zu wechseln. Man zieht also um und das wirklich im letzten Moment, denn bald darauf wird die Wohnung in Kassel von Bomben zerstört. Für das kleine Heinerle wird dies der vierte Umzug von insgesamt dreizehn, die er mit seinen Eltern erlebt. Es ist ein gutes Konditionstraining für die Zukunft, denn sehr viel später mit einer eigenen Familie wird es noch einmal dreizehn Umzüge geben. Das ist reine Gewohnheitssache. Auch der Schulwechsel erscheint nicht sehr problematisch: Von der Klassenlehrerin Eierund in Kassel wechselt man zum Klassenlehrer Dotterweich in Dresden – oder war es umgekehrt? Nach achtmaligem Schulwechsel kann da in der Erinnerung schon etwas durcheinanderkommen.

Auf jeden Fall aber erscheint der Ortswechsel nach Dresden wie ein Traum, denn hier herrscht noch tiefer Frieden, Fliegeralarm und Bomben sind noch keine persönlichen Erfahrungen, das kennt man nur aus den Nachrichten. Die kleine Familie zieht in eine Vierzimmerwohnung in der Swakopmunder Straße. Es ist ein gemischtes Neubaugebiet in der Südstadt von Dresden, bestehend aus einigen Zweifamilienhäusern mit Garten, umgeben von vierstöckigen Wohnblocks, benannt nach Orten und Personen in Erinnerung an Deutsch-Südwestafrika. Die Wohnung im Erdgeschoss eines Zweifamilienhauses hat den für damalige Verhältnisse großen Komfort einer Etagen-Zentralheizung: Der mit Koks zu beheizende Ofen steht in der Küche. Als Einzelkind hat man ein eigenes Zimmer und sehr viele Spielsachen, beschäftigt sich auch gerne allein mit selbst erfundenen Spielen. Dazu gehört ein Lochbrett, auf dem mit kleinen Knopfsteckern Parkplätze und Garagen markiert werden für Spielzeug-Autos – im Hinblick auf die Parkplatznot im nächsten Jahrhundert eine weit vorausschauende kreative Tätigkeit. Es gibt natürlich einen Anker-Steinbaukasten und da Krieg ist, wird das Spielzeugmodell einer Hausruine umfunktioniert in ein Lazarett, mit Streichholzschachteln als Krankenbetten und zerschnittenen Papier-Taschentüchern als Bettwäsche. Aber so ganz allein spielt er doch nicht, unser Heini, denn im ersten Stock wohnt eine Frau Sandvoss mit ihrer Tochter Helga. Das Mäd-

chen mit den braunen Zöpfen ist nicht die einzige Freundin, im Haus gegenüber wohnt noch eine, die blonde Helga Rautmann. Ganz schön praktisch, zwei Freundinnen mit dem gleichen Vornamen, keine Gefahr von Verwechslungen, aber an so etwas denkt man wohl mit neun Jahren noch nicht. Die Lektüre in dieser Zeit ist ausschließlich Karl May gewidmet, man führt mit großer Sorgfalt ein Vokabelheft mit allen indianischen Ausdrücken, frühe Ankündigung einer starken Neigung für fremde Sprachen. Es ist also ein weitgehend friedliches Leben, der Krieg scheint weit weg zu sein. Aber dann werden im Herbst 1944 alle Theater geschlossen, der Vater wird als Soldat in die Festung Breslau geschickt, die Mutter muss in Heimarbeit Glimmerplättchen im Dienste der Kriegsindustrie spalten. Es hat zwar schon vereinzelt Fliegeralarm gegeben in den letzten Monaten, doch noch fühlt man sich in Dresden geschützt vor den Kriegsereignissen.

Dann kommt der Faschingsdienstag, der 13. Februar 1945. Um 10 Uhr abends rollt eine gewaltige Angriffswelle über die Stadt, man hört die Einschläge und sieht beim Verlassen des Luftschutzkellers den Feuerschein über der Altstadt. Verwandte der Familie tauchen bald danach auf, sie wohnten weiter drinnen und haben alles verloren. Man leiht sich ein Fahrrad aus, um vielleicht noch einmal zum Haus zurückzukehren, muss aber den Versuch bald aufgeben, denn die Reifen haben die Hitze nicht überstanden. Dann müssen alle wieder in den Keller, ein zweiter Angriff beginnt um 1 Uhr nachts. Beim Pfeifen der Bomben zieht man unwillkürlich die Schultern hoch in Erwartung eines Einschlags und irgendwann knallt es dann auch wirklich. Die Menschen können sich noch über die Kellertreppe aus dem brennenden Haus retten und stehen dann auf der Straße. Zwei kleine Koffer in der Hand, von denen einer kurz darauf noch gestohlen wird, dann geht es in Panik hinaus aus dem Chaos, das Ziel ist ein Ferienhaus der Verwandtschaft im Erzgebirge.

Die Flucht führt zunächst hinauf zur Räcknitzhöhe, nach Zschertnitz, und wenn es stimmt, dass der Name von dem Wort „Teufel“ kommt, dann passt es genau, denn hier ist wirklich der Teufel los. Die Straßen verstopft von fliehenden Menschen, am Straßenrand, in den Gräben, an den Böschungen liegen die Leichen neben- und übereinander. Man klettert einfach drüber, nur weg! Im Morgengrauen quält sich ein endloser Menschenstrom langsam auf der Landstraße dahin, keine Panik mehr, dazu fehlt die Kraft, auch kein Ziel vor Augen, die Menschen wissen nicht wohin, aber sie wissen, sie müssen weg, weit weg und so schnell wie möglich. Da taucht nach mühsamen Stunden ein paar hundert Meter von der Straße entfernt eine große Gärtnerei auf, lange ersehnte Gelegenheit für eine kleine Pause. Die Gärtner sind freundlich, sie helfen, so gut sie können, und man bekommt etwas zum Trinken. Aber da sind schon wieder die Flugzeuggeräusche, es müssen sehr viele sein und sie

kommen immer näher. Alles flüchtet sich in den Keller und da geht es auch schon los, ein Höllenspektakel, als wäre man mitten in einer Schlacht. Dann ist es plötzlich ganz ruhig, totenstill, die Landstraße gespenstisch leer, nur im Straßengraben, da liegen die Leichen. Nach dem jüngsten Stand der Forschung soll es in Dresden damals keine Tiefflieger-Angriffe gegeben haben und so bleibt bis heute ungeklärt, durch welche Naturkatastrophe damals die Menschen umgekommen sind, die den schützenden Keller nicht mehr erreichen konnten.

Nach langen Fußmärschen taucht endlich das Ziel auf, ein Ferienhaus im Oel-sengrund. Es ist ein kleines Bauernhaus, zur Hälfte noch Scheune, ein Wohnraum mit Kachelofen im Erdgeschoss, oben ein paar Zimmer, eines davon wird Mutter und Sohn für die nächste Zeit zugeteilt. Das Haus ist mit sehr viel Liebe eingerichtet und voller alberner Sinnsprüche, denen man nicht entkommt und die sich daher unvergesslich einprägen. So steht außen auf der Türe zur Toilette: „Bekümmern dich Sorgen, verschieb's nicht auf morgen – hier dieser Ort spült alles fort“ und auf der Innenseite heißt es: „Hast du beendet dein Bemüh'n, dann musst du an der Kette zieh'n. Mach's Fenster auf, lass Luft herein, der Nächste wird dir dankbar sein“. Trotz aller Lebensweisheit, der Platz ist eng und das Miteinander nicht unproblematisch, man wird also nicht ewig hier bleiben können. Aber der Krieg geht weiter, die Front rückt näher und eines Tages sind sie da, die Russen. Auf primitiven Karren, gezogen von kleinen Panjepferden, asiatische Gesichter in Fetzen und Fußlappen. Die Angst geht um und immer, wenn sich wieder ein Trupp dem Haus nähert, werden die Frauen in der Scheune versteckt. Aber alles geht gut, das Militär zieht weiter und nun kommen die Kriegsoffer vorbei, Verwundete, Gefangene, eines Tages steht eine große Gruppe alter Frauen vor der Haustüre. Sie wurden wohl aus einem Lager befreit und sind auf dem Weg in eine neue, noch unbekannte Heimat. Sie werden ins Haus genommen, man gibt ihnen zu essen und die Älteste nimmt den Jungen bei der Hand und sagt ihm viel Glück für seinen Lebensweg voraus. Der nimmt das damals nicht so ernst und versteht es als eine Art „Dankeschön“, aber rückblickend hat die alte Frau ja wirklich recht gehabt.

Es ist inzwischen Mai geworden und die Familienfreundschaft hat deutlich nachgelassen: Mutter und Sohn müssen ihr Zimmer räumen. Es ist der Abschied von dem an sich recht idyllischen Oel-sengrund, den man nie wiedersehen wird, denn heute ist dort ein großer Stausee. So beginnt der Fußmarsch – zurück nach Dresden. Man wird Teil einer Völkerwanderung, hineingezogen in den Sog der Landstraße. Sie ist genauso vollgestopft wie im Februar, nur die Marschrichtung hat sich umgekehrt. Anstelle der Wehrmacht sind es nun die Russen, die überall Vorfahrt haben, aber das sind nun schon andere Russen, als bei der ersten Begegnung, europäischer,

motorisiert und die Arme mit erbeuteten Armbanduhren gepflastert. Einmal wird es gefährlich, ein Jeep mit betrunkenen Soldaten kippt mitten in der Menschenmenge um und bleibt dann im Straßengraben liegen. Der Fahrer klettert heraus und sieht als Erstes nur ein Paar elegante Fliegerstiefel in schwarz und braun. Es sind die einzigen Schuhe von unserem Heini, sein Vater hatte sie ihm bei einem Urlaub mitgebracht. Der Russe zieht seine Pistole, er droht und will die Stiefel haben. Die Menschenschlange ist zum Stehen gekommen, ein großer Kreis hat sich gebildet. Da kommt ein zweiter Jeep, ein Offizier springt heraus, schnappt sich den Betrunkenen, entschuldigt sich bei den Umstehenden – und das Leben geht weiter. Man sollte eine Nation nie nach ihren Soldaten beurteilen, auch die russische Medaille hat ihre zwei Seiten.

Es geht zurück nach Dresden in das alte Viertel, in unmittelbare Nachbarschaft zur ausgebrannten Wohnung. Einige Wohnblocks haben den Krieg überstanden und dort weist ein selbsternannter Hausmeister mit krimineller Vergangenheit Mutter und Sohn zwei Mansardenzimmer zu. Die Wohnung ist voll möbliert, ihre Besitzer sind wohl kurz vor Kriegsende geflohen. Küche und Bad müssen geteilt werden mit einer Mutter und recht lauten Zwillingen, Sybille und Sabine, oder, wie sie gerufen werden, Bille und Bine. Im Gegensatz zur Enge der Wohnsituation herrscht aber draußen die große Freiheit. Die beiden Helga-Freundinnen sind nicht mehr da, dafür landet unser Heini in einer richtigen kleinen Jugendbande. Ihre Spielplätze sind die verlassenen Kriegsschauplätze: ein ohne Räder aufgebockter Panzerspähwagen, ein großes Gelände am Zelleschen Weg, durchfurcht von Schützengraben und übersät mit Kriegsgerät in allen Größen von der Panzerfaust bis zur Artilleriemunition. Man spielt gefährliche und daher auch verbotene Spiele und so sind die Kinder immer auf der Flucht vor dem verhassten Hausmeister des Wohnblocks. Als der einmal in einem großen Feuer Sperrmüll auf einem Vorplatz verbrennt, schmuggeln sie ihm ein großes Paket mit Patronengurten für Maschinengewehre hinein und erfreuen sich dann aus sicherer Entfernung an der gewaltigen Knallerei, die den Hausmeister in die Flucht treibt und viel Aufsehen erregt. Die neuen Materialkenntnisse der Kinder haben aber durchaus auch einen hauswirtschaftlichen Nutzen. Wenn man Artilleriegranaten vorsichtig zerlegt, kommt man an eine Pulverladung, die stark an italienische Teigwaren erinnert: dunkelbraune Makkaroni oder etwas hellere Bandnudeln. Sie werden von den Müttern – in dieser Zeit gibt es keine Väter, die sind entweder gefallen oder noch in Kriegsgefangenschaft – gerne als Feueranzünder am Küchenherd benutzt. Der Gefahr ist man sich nicht bewusst, bis es einmal fast zur Katastrophe kommt. Ein ganzes Paket dieser Pulverstäbe liegt unter dem Küchenherd, beim Spielen mit dem Feuer fällt ein brennendes Stück Papier hinunter.

Es gibt einen riesigen Knall, aber glücklicherweise keine Verletzungen. Doch die ursprünglich weißen Küchenmöbel müssen anschließend abgeschliffen und neu gestrichen werden, denn sie hatten eine Art Sonnenbrand bekommen. Das ist dann auch das Ende für die „Große Freiheit“, zur Strafe müssen wochenlang Lindenblüten und Kamille gesammelt werden – für den Tee! Apropos Tee: In einem halbverfallenen Zirkuswohnwagen, der in der Nähe auf einem verwahrlosten Grundstück steht, finden die ersten Rauchversuche statt: mit Kräutertee! Die Freizeitaktivitäten werden nun etwas eingeschränkt, aber es gibt noch genügend Spielraum. In einer stillgelegten Lehmgrube in der Nähe hatten sich kleine Teiche gebildet, genannt die Mollie-Teiche, denn dort tummelten sich Molche, Blutegel und anderes Gewürm: Barfuß hineinzusteigen wird zur beliebten Mutprobe. Wer dann noch auf den vom Lehmabbau erhalten gebliebenen Schienen mit einer Lore den Hang hinunterfährt, der qualifiziert sich zum Anführer der Gruppe. Unser Heini wird es leider nicht. Aber ein weiteres beliebtes Spiel der Nachkriegsjahre sollte man hier nicht unerwähnt lassen. Es besteht darin, in den Hausruinen die stehen gebliebenen Innenwände zum Einsturz zu bringen. Man muss die manchmal zwei bis drei Stockwerke hohen Ziegelwände nur in Schwingung versetzen und dann im letzten Augenblick sehr schnell hinausrennen, bevor das Ganze zusammenbricht. Auf diese Weise werden sämtliche Ruinen in der Umgebung von den Kindern „aufgeräumt“.

Eines Abends gibt es dann im Treppenhaus ein merkwürdiges Geräusch: „tak-tap-tap, tak-tap-tap“. Dann klopft es an der Wohnungstüre und das Gespenst, das vor der Türe steht, ja, wie der Spätheimkehrer Beckmann in Wolfgang Borcherts „Draußen vor der Tür“, das Gespenst ist mein Vater. Er ist kurz vor der Kapitulation der Festung Breslau noch verwundet worden und kommt nun direkt aus russischer Kriegsgefangenschaft. In einem schmutzigen, zerfetzten Militärmantel, auf seinen Stock gestützt, steht er da, blass und ausgemergelt. Vater, Mutter und Sohn brauchen einige Schrecksekunden bis sie sich wirklich wiedererkennen. Nun ist also die kleine Familie wieder vereint, allerdings auf dem absoluten Nullpunkt: Man lebt in der Wohnung von fremden Leuten, der einzige Besitz sind die Kleidungsstücke, die man gerade trägt, und um zu überleben ist man auf die Gnade anderer Menschen angewiesen. So endet im Juli 1945 das „Jahr ohne Gesang“ ganz weit unten, aber nicht ohne die Hoffnung, dass es eines Tages auch wieder aufwärts gehen wird.

Nun singen sie wieder

Auch ein Elfjähriger empfindet den Wechsel vom Kriegslärm zum Kunstgesang als durchaus angenehm. Mit offenen Augen und vor allem Ohren beginnt nun ein neuer Lebensabschnitt. Die Kriegsgeräusche sind verklungen, die Städte liegen in Trümmern, die Menschen haben alles verloren, doch sie geben nicht auf. Aus allen Ecken kommen sie wieder herbei, auch die Theaterleute: Musiker, Sänger, Schauspieler. Erste Konzerte gibt es schon im Juli 1945 und im August beginnen die Proben für eine neue Spielzeit der „Bühnen der Landeshauptstadt Dresden“. Die „Staatsoper“ gibt es nicht mehr, nicht als Institution und nicht als Gebäude, es gibt überhaupt keine Theatergebäude mehr in Dresden. Man muss also Ausweichquartiere finden und da bietet sich ein Gebäude aus dem 19. Jahrhundert an, das in der Neustadt unbeschädigt überlebt hat: die Tonhalle in der Glacisstraße. Ursprünglich Ballsaal eines Tanzpalastes, zuletzt Betsaal einer Kirchengemeinde, der Christian Science, wird es nun als erste Spielstätte für Oper und Schauspiel notdürftig adaptiert – und dient heute noch dem Staatsschauspiel als „Kleines Haus“. Im Kurhaus Bühlau, einem Gasthaus an der Endstation der Straßenbahnlinie 11 findet man eine weitere Spielstätte, einen ehemaligen Tanzsaal, der als legendäre „Dresdner Kunstscheune“ in die Theatergeschichte der Stadt eingehen wird.

Das Haus war natürlich ausverkauft und es war in der Folgezeit ausverkauft, sooft die Staatskapelle dort konzertierte. Die Straßenbahn, damals wie heute die „Elf“, war bis zum Bersten gefüllt, manche hingen draußen auf den Trittbrettern, nur um mitzukommen, darunter auch mancher der trefflichen Kammermusiker und Kammervirtuosen, behutsam das Instrument haltend, denn sie vor allem mussten ja pünktlich sein. Und wer nicht mitkam, ging eben zu Fuß. Wir waren alle damals genügsam, bescheiden in den Ansprüchen, dankbar für jedes Geschenk aus „Himmels“-Kunsthöhen.²

Vielzitiert, beschimpft und geliebt, ist die „Kunstscheune“ geradezu zum Symbol des wiedererweckten Lebens geworden. Ein Gasthaussaal, schmucklos, primitiv hergerichtet – Kulissen, Pulte, Instrumente, wie beim Vorspiel auf dem Theater der „Ariadne“, an den Wänden lehrend. Die „Stimmung“ hatten die Besucher in ihr karges Ausweichquartier mitzubringen. Sooft wir mit der Tram, quer durch die Ruinenlandschaft der Alt- und Neustadt, den Berg hinauf zum

2 Karl Laux „Nachklang“, S. 124

Weißer Hirsch und weiter zur Endstation in Bühlau zuckelten, in drangvoll fürchterlicher Enge eingepfercht zwischen Musikern, Geigen, Flöten und Enthusiasten, stöhnten wir nicht schlecht über die Strapazen der vielstündigen Landpartie. Aber die Kapelle spielte wieder, die Sänger traten an die Rampe – wir waren glücklich.³

Auch ich gehöre zu den Glücklichen, da ich nun möglichst jede Vorstellung besuche, wann immer es sich mit der Schule irgendwie vereinen lässt. Das ist gar nicht so schwierig, wie man glauben sollte, denn meine Schule ist ausgesprochen kunst- und theaterfreundlich. Meine schönsten Jugenderinnerungen verbinden sich daher mit der Waldorfschule in der Jägerstraße, ihr verdanke ich auch wesentliche Grundlagen für meinen späteren Berufsweg, ja für mein ganzes Leben. Unser Klassenlehrer, er ist zuständig für Deutsch und Latein, bringt am ersten Schultag einen Wechselrahmen in den Unterricht mit der Reproduktion eines klassischen Gemäldes. Er gibt uns einige Informationen über das Bild und hängt es dann im Klassenzimmer neben der Türe auf. Eine ganze Woche geht man an dem Bild vorbei, man kann sich entscheiden, ob man es mag oder nicht, auf jeden Fall beschäftigt es uns alle. Am nächsten Montag ist Bild- und Themenwechsel und so geht es das ganze Schuljahr hindurch. Nach kurzer Zeit fange ich selber an, Reproduktionen und später Bücher über Maler und Malerei zu sammeln, das Interesse ist geweckt und bleibt lebendig für ein ganzes Leben.

Dann gibt es in dieser wunderbaren Schule, die so ganz anders ist als meine fünf Schulen davor, Wolfgang Gubisch, unseren Musiklehrer, der neben seinem sehr engagierten Unterricht die Zeit findet, mit uns ein Orchester aufzubauen, Theater zu spielen, ja, sogar eine Oper auf die Beine zu stellen. Bei einer Aufführung von „Bastien und Bastienne“ steht, als kleiner Mozart verkleidet wie das ganze Orchester, Peter Ronnefeld am Pult, ein guter Freund aus der Parallelklasse. Unsere Wege haben sich später am Theater mehrfach gekreuzt, er hatte inzwischen seinen Weg gefunden als ein hochbegabter Komponist und Dirigent. Ich denke gerne an ihn zurück, der uns leider viel zu früh verlassen hat.

Zu unserer Schule gehört auch ein bewaldetes Hanggrundstück. An diesem Hang errichten Lehrer und Schüler gemeinsam in mühevoller Kleinarbeit ein echtes Amphitheater. Das Rohmaterial für den Aufbau der Stufen und Sitzreihen holen wir uns aus den Trümmern der zerbombten Häuser in der Umgebung, große Sandsteinquader, die von uns auf Handkarren zur Schule transportiert werden. Ein schöneres

3 Ernst Krause „Staatskapelle Dresden“, S. 33

Symbol für den Neubeginn in dieser schwierigen Zeit als den Bau eines Theaters aus den Ruinen der Stadt kann es wohl kaum geben.

Natürlich gibt es auch Fächer in der Waldorfschule, die nicht ganz meinen Neigungen entsprechen, beispielsweise Rhythmische Bewegungskunst („... bringt guten Willen zum ordentlichen Üben mit, kann dies jedoch noch nicht durchhalten und rutscht oft in Albernheiten ab“), Handarbeit („... muss noch mehr eigenes Wollen und Ausdauer bekunden“) oder Gartenbau („... im theoretischen Unterricht hielt er es für unnützlich sich Kenntnisse anzueignen“). Aber im Ganzen, wie schon gesagt, ist es eine herrliche Zeit, in der ich diese Schule besuchen kann. So habe ich Dresden sehr viel zu verdanken, es war die Staatsoper mit ihren Künstlern und ihrem einmaligen Publikum und es war die Waldorfschule mit ihren Lehrern, die mir die soliden Grundlagen geliefert haben für meinen weiteren Lebensweg.

Der Wechsel meines Vaters von Dresden an die Berliner Staatsoper ist für mich aber dann der Schritt in eine andere Welt. Die Stadt Berlin ist zwar geteilt, aber nicht getrennt – und ein überwältigendes Theaterparadies. Die besten Sänger und Schauspieler im deutschsprachigen Theater, drei Opernhäuser, unzählige Schauspielbühnen, es ist einfach unglaublich. Das Publikum ist international und für die Zeitumstände elegant gekleidet, sogar die Vertreter der vier Besatzungsmächte erscheinen meistens in ihren Gala-Uniformen in der Oper. Besonders kurios für mich sind dabei die Begleiterinnen der sowjetischen Offiziere, die immer nur mit drei Fingern applaudieren. Das wirkte so herrlich maniert, so gekünstelt vornehm. Ich fand es lustig. Nicht ganz so lustig ist nun die Schulsituation, denn wir müssen als Bürger der neu gegründeten DDR im Ostsektor von Berlin wohnen. Im Kant-Gymnasium in Lichtenberg liegt man voll auf der vorgeschriebenen politischen Linie. Drei Viertel der Klasse erscheinen ausschließlich in FDJ-Uniform zum Unterricht, wichtigster Teil im Zeugnis ist die sogenannte „Gesellschaftliche Tätigkeit“. Bei mir heißt es dazu: „Obwohl nicht Mitglied der FDJ beteiligt er sich rege am Aufbau Berlins.“ Gemeint ist damit der wöchentliche Pflichteinsatz beim Entrümmern für die spätere Stalin-Allee. Die dort mit Schubkarre und Schaufel zu leistenden Stunden werden in Stempelkarten nachgewiesen und in der Schule genau aufgelistet und veröffentlicht, ein Unterschreiten des Solls ist für den Verbleib auf der Schule nicht empfehlenswert. Ich bin daher sehr froh, als meine Eltern beschließen, mich für ein Jahr nach Salzburg schicken, um in der Zwischenzeit als Österreicher offiziell, wenn auch mit großen Schwierigkeiten, nach Westberlin umzuziehen und mich dann mein Abitur dort machen zu lassen. Dass dabei einige Dinge von Grund auf neu gelernt werden mussten, beispielsweise Geschichte, aber zum Teil auch die deutsche Sprache, das war uns allen klar.

Viele Jahre später erzählte mir ein Sänger, der aus Westberlin stammte, eine Geschichte, die er mit seinem Neffen aus Ostberlin erlebt hatte. Der Junge durfte seinen Onkel in Westberlin regelmäßig besuchen und schien das auch sehr zu genießen, das reichhaltige Warenangebot in den Geschäften, die Autos, die Restaurants, das Leben, den ganzen Luxus. Eines Tages meinte er: „Eigentlich ist es ganz schön bei euch. Nur schade, dass ihr so blöde Kriegshetzer seid mit euren Atombomben“. Der Onkel konterte erstaunt: „Aber die Russen haben doch auch Atombomben, wieso sind wir dann Kriegshetzer und ihr nicht?“ Die knappe und klare Antwort lautete: „Wir brauchen die Atombombe doch nur zur Verteidigung des Friedens!“ Es ist genau diese Doktrin, die den Menschen im Osten immer wieder eingetrichtert wurde, die schließlich auch zur unterschiedlichen Denkweise und sogar zu einem deutlichen Auseinanderdriften der gemeinsamen Sprache führte. Ich habe mir nie vorstellen können, dass man das eines Tages wieder zusammenführen kann. Darum bleibt für mich heute noch die Wiedervereinigung Deutschlands das größte Wunder, das ich erleben durfte.

Eine lange ersehnte Erleichterung ist für mich dann das Ende der Schulzeit. Ich meine, mir nun genügend Kenntnisse angeeignet zu haben und stürze mich sofort in die Theaterwelt, konkret an die Komische Oper zu Walter Felsenstein als Regieassistent. Auch wenn dieses Abenteuer nur ein Jahr dauert und ich danach doch auf die Schulbank zurückkehre, jetzt an der Universität – dieses eine Theaterjahr bringt mir einen neuen Vornamen ein. Ein kurzer Rückblick auf die Familiengeschichte soll es erklären: Ich war, wie alle Neugeborenen, in meinen ersten Lebenstagen ohne weitere Befragung getauft worden, nach Wunsch meiner Eltern auf die Vornamen Heinrich Otto Robert. Heinrich war der Vorname meines Vaters und meines Taufpaten Heinrich Kiener, eines guten Freundes der Familie, Otto Pflanzl, der Salzburger Mundartdichter, war der Großvater väterlicherseits, Robert Gradenwitz der Stiefvater meiner Mutter aus Breslau. Im Gegensatz zu meinem Vater, der auf unseren gemeinsamen Vornamen sehr stolz war, missfiel mir der Heinrich von Anfang an, man war entweder ein „Heini“ oder ein „Heinerle“, dem bekanntlich die Gänse nachlaufen und der kein Geld hat. Mein Vater hatte bisher alle meine Bemühungen um einen anderen Vornamen kategorisch abgelehnt, doch dann kommt mir die Komische Oper zu Hilfe. In deren Programmheften wird nämlich auch der Regieassistent angeführt. Es ist „Wildschütz“-Premiere, in der Reihe vor meinen Eltern sitzen zwei ältere Damen und blättern im Programmheft. Plötzlich sagt eine der Damen: „Du, schau mal, der Kammersänger Heinrich Pflanzl von der Staatsoper, der ist jetzt hier als Regie-Assistent?“ Meint die Nachbarin: „Naja, so jung ist er wohl auch nicht mehr. Irgendwann ist es mit dem Singen vorbei und da muss man sich eben

für die Zukunft was anderes suchen.“ Mein Vater steht noch nach der Vorstellung unter dem Schock dieses Dialoges und von nun an und für alle Zeiten heiÙe ich am Theater nur noch der „Robert H.“.



ROBERT H. PFLANZL

**GRÜSS GOTT,
HERR KAMMERSÄNGER!**

 DER SALZBURGER HEINRICH PFLANZL IN
DER WELT DER OPER

Kammersänger Heinrich Pflanzl wurde 1903 in Salzburg geboren und war in fünfunddreißig Bühnenjahren ein unermüdlicher Botschafter seiner Heimatstadt. Sein Beruf führte ihn über Wien, Bern, Breslau, Nürnberg und Kassel schließlich an die Staatsopern von Dresden und Berlin. Er war beehrter Gast bei den Festspielen von Bayreuth und München. Seine eindrucksvolle Karriere verlief im Schatten der dramatischen Ereignisse des 20. Jahrhunderts: zwei Weltkriege, Inflation, Nationalsozialismus, Zerstörung und Wiederaufbau, die Teilung Deutschlands bis zum Bau der Mauer in Berlin. Später leitete Heinrich Pflanzl noch zehn Jahre lang eine Gesangsklasse an der Hochschule Mozarteum in Salzburg. Robert H. Pflanzl hat die Tagebuchblätter, Briefe und Manuskripte seines Vaters zu einem lebendigen Abbild seines Werdegangs zusammengefügt - mit oft berührenden, manchmal auch heiteren Momenten im Spiegel der großen Weltereignisse.

2012. 308 S. 66 S/W-ABB. GB. MIT SU. 155 X 235 MM. | ISBN 978-3-205-78839-3



BERTA PFLANZL

**VOM DIENSTMÄDCHEN ZUR
GNÄDIGEN FRAU**

SALZBURGER TAGEBÜCHER 1898-1953

Berta Pflanzl, geboren 1882 in Pocking (Niederbayern), wird mit acht Jahren Vollwaise und muss ab ihrem dreizehnten Jahre arbeiten, als Dienst-, Kinder- und Zimmermädchen. Mit achtzehn Jahren heiratet sie einen Witwer mit vier Kindern, den doppelt so alten Mundartdichter Otto Pflanzl, von ihren eigenen sechs Kindern überleben nur drei den Lebensabend der Mutter. Berta Pflanzl sucht und findet ihren eigenen Weg. Das Küchenfenster an der Festungsgasse in Salzburg wird zum Salon für die auf der Festung Hohensalzburg stationierten kaiserlichen Offiziere. Die attraktive Frau ist eine gesuchte Gesprächspartnerin, sie führt eine umfangreiche Korrespondenz und hält in ihren Tagebüchern schonungslos fest, was der Tag an Freud und Leid brachte: Hunger und Elend der Kriege und Nachkriegsjahre, Inflation und politische Unruhen, aber auch das gesellschaftliche Leben in Salzburg, Theater und Literatur, Freundschaften wie Feindschaften. Fünfzig Jahre ihres Lebens hat Berta Pflanzl in ihren Tagebüchern festgehalten, die nur durch einen Zufall erhalten blieben und nun von ihrem Enkel, Robert H. Pflanzl, herausgegeben werden.

2009. 472 S. 48 S/W-ABB. BR. 155 X 235 MM | ISBN 978-3-205-78287-2

BÖHLAU VERLAG, WIESINGERSTRASSE 1, A-1010 WIEN, T: +43 1 330 24 27-0
 INFO@BOEHLAU-VERLAG.COM, WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM | WIEN KÖLN WEIMAR

Die Welt der Oper. Sängerinnen und Sänger, Musiker, Tänzer, Dirigenten, Bühnenbildner und Regisseure leben von der Oper, und die Oper lebt von ihnen. Sie ist weniger Traumwelt, als vor allem eine Welt harter Arbeit. Hier wird gekämpft und gestritten, gelacht und gefeiert. Robert H. Pflanzl wurde in diese Welt hineingeboren und hat sie zum Mittelpunkt seines Lebens gemacht. Als Regisseur und Lehrer war er an vielen Bühnen, Fernsehanstalten und Hochschulen im deutschsprachigen Raum tätig – zuletzt in Salzburg. Sein Blick hinter die Kulissen, seine Begegnungen mit den Großen und seine Erfahrungen mit den Kleinen zeugen von einer tiefen Zuneigung zu dieser Welt, aber auch von der Sorge um ihre Zukunft. Sein autobiographisches Buch ist widersprüchlich und bunt wie die Welt der Oper.

